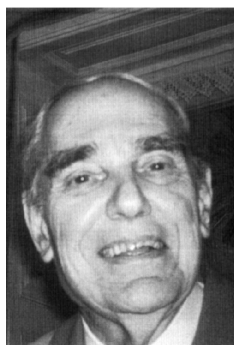


Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

Zum 150. Todestag von Joseph von Eichendorff
Walter Marinovic



„Eichendorff? Wo, bitte, liegt das?“ fragt heute so mancher, wenn er den Namen dieses Dichters erstmals hört. Die Größen der Literatur, die unsere Zeit zu bejubeln beliebt, sind ja von ganz anderem Zuschnitt. Da ist J. K. Rowling, die mit ihren sechs Bänden „Harry Potter“ 545 Millionen Pfund gescheffelt hat. Von ihrem siebenten, hieß es, wurden „schon in den ersten 24 Stunden geschätzte drei Millionen verkauft“. Denn eine beispiellose Walze der Propaganda hatte die Leute so verrückt gemacht, daß siebentausend tagelang auf dem Londoner Piccadilly Circus ausharrten, um Schlag Mitternacht eines der ersten Exemplare zu ergattern. Von solchem Ruhm konnte der arme Joseph von Eichendorff wohl nur träumen. Doch halt! Schlagen wir einmal den Schluß von „Harry and the Deathly Hallows“ auf! Da lesen wir am Ende der vertrackten Fabel von Magiern und Todessern den Satz: „All was well.“ Recht nett, doch ein Plagiat! Denn Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, endet, als der arme Müllerbursche nach vielen Wirrungen sein liebes Mädchen gefunden hat, nicht in flapsigem Englisch, sondern in unserem lieben Deutsch so: Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht durch die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf – und es war alles, alles gut.

„Ewiger Sonntag im Gemüte“

Ähnlich romantisch, wie Eichendorffs Erzählung verklingt – in stiller Nacht bei Musik und lieblich rauschender Donau - beginnt sie auch in der gläubigen Hoffnung, alles, alles werde wieder gut. An sich ist es gar nicht lustig, wenn der alte Müller, die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, seinem Sohn das Wort „Taugenichts“ an den Kopf wirft, ihn nicht länger mehr füttern will und ihn hinaus in die Welt treibt. Nun, antwortet der frohgemut, wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen. Während er auf die Walz geht, ist es ihm wie ein ewiger Sonntag im Gemüte, er spielt auf seiner lieben Geige und singt:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt;
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Tal, in Strom und Feld.
Die Trägen, die zu Hause liegen,
erquicket nicht das Morgenrot.
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
von Sorgen, Last und Not ums Brot.
Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
was sollt ich nicht mit ihnen singen
aus voller Kehle und frischer Brust?
Den lieben Gott laß ich nur walten,

der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd und Himmel will erhalten,
hat auch mein Sach´ aufs best bestellt.

Es gab eine Zeit, da hat dieses Lied fast jeder von uns Deutschen gekannt und als Wandervogel gesungen, wenn auch er es erlebt hat: die springenden Bäche, die im Himmelsblau jubelnden Lerchen und den ewigen Sonntag im Gemüte. Müßte das nicht, wie man „neudeutsch“ sagt, wieder „in“ sein: bei „grünen“ Umweltschützern und ängstlichen Klimawandelpropheten? Was mutet aber manche dieser verklemmten Gesellen doch so fremd und unheimlich an in Eichendorffs fröhlichen Versen? Das ist wohl der Anfang des Liedes und sein Schluß: Gott ist es, der uns rechte Gunst erweisen will, und gläubiges Vertrauen läßt auch in der Fährnis ungewissen Schicksals den lieben Gott nur walten. Und diese unerschütterliche Zuversicht verlieren der Taugenichts und sein Leser niemals während des wirbelnden Hin und Her der aufregenden Geschichte. Mag der armselige Bursche auch meinen, die schöne gnädige Frau, in der er zuerst eine reiche Gräfin vermutet, sei die Gattin eines anderen, mag es ihn auch auf verschlungenen Wegen abenteuerlich aus deutschen Landen nach Italien treiben, mag auch in seinem Zollhaus, das er einst bewohnt hat, bei seiner Rückkehr ein alter Kerl hocken, der ihn grimmig anfaucht, wir verlieren nie die Hoffnung, daß er schließlich so recht seelenvergnügt sein Liebchen im Arm halten werde, auch wenn sie keine Gräfin, sondern nur die Nichte eines Portiers ist - und es war alles, alles gut.

War der Dichter, der solches ersann, in goldener Kindheit aufgewachsen, von Wohlstand beschirmt und von idyllischem Frieden behütet? Ganz und gar nicht! Wohl besaßen sein Vater, der Freiherr von Eichendorff, und dessen ebenfalls adelige Gattin Gut und Schloß Lubowitz im schlesischen Oderland nahe Ratibor, wo ihnen Joseph als zweiter Sohn 1788 geboren wurde. Aber einen großzügigen Lebensstil wie andere Aristokraten konnten sie nicht führen. Trotzdem schickten sie ihren ersten

Sohn Wilhelm und dessen um zwei Jahre jüngeren Bruder Joseph auf das Gymnasium nach Breslau. Danach bezogen beide die Universität Halle, die aber nach Preußens Niederlage gegen Napoleon 1806 geschlossen wurde. Die Brüder setzten ihr Studium der Jurisprudenz in Heidelberg fort, das damals ein Mittelpunkt der deutschen Romantik war. Der Philosoph Görres hielt dort seine Vorlesungen, und Clemens Brentano und Achim von Arnim gaben eben ihre Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ heraus. 1808 aber stand das Landgut der Eltern vor dem wirtschaftlichen Ruin, so daß die beiden jungen Freiherren von Eichendorff zuerst im preußischen Berlin und dann im österreichischen Wien verzweifelt nach einem Brotberuf suchten. Das mißlang ihnen zwar, doch ihr Jusstudium konnten sie abschließen. Nachdem sie in Berlin Heinrich von Kleist begegnet waren und Vorlesungen von Johann Gottlieb Fichte gehört hatten, gewannen sie in Wien die freundliche Förderung Friedrich Schlegels. Im „Taugenichts“, der zum Teil in Wien spielt, klingt diese Zeit verklärt wieder, doch ging es den Brüdern in der Kaiserstadt an der Donau recht miserabel. Gelegentlich lebten sie nur von Brot und Salz, und ausgehen konnten sie nur einzeln, da sie gemeinsam bloß einen einzigen standesgemäßen Anzug besaßen.

„Zeit der ungewissen Dämmerung“



Joseph von Eichendorff, der schon seit frühester Jugend Gedichte schrieb, ging der Frage, warum die stolze Welt des Adels ins Wanken geraten war, in seinem 1812 erschienenen Bildungsroman „Ahnung und Gegenwart“ nach. Auch Graf Friedrich, sein literarisches Spiegelbild, verliert Vermögen und Ansehen und flieht schließlich in die Abgeschiedenheit eines Klosters. In dem kritischen Zeitbild einer

dekadenten Adelsgesellschaft zeichnet Eichendorff die tiefe Verunsicherung jener Zeit, in der die deutschen Länder unter dem brutalen Druck Napoleons in tiefer Erniedrigung lebten: Mir scheint unsere Zeit der weiten ungewissen Dämmerung zu gleichen! Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, dunkle Wolken ziehen verhängnissschwer dazwischen, ungewiß, ob sie Tod oder Segen führen... Unsere Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel wie unsere Väter, uns hat frühe der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren, und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehen. Fast prophetisch verkündigt der Dichter, was er und das deutsche Volk damals erleben sollten. Als 1813 der Freiheitskrieg gegen die Franzosen ausbricht, schließt sich Eichendorff dem Freikorps der Lützowschen Jäger an, muß aber zu Fuß dienen, da er zu wenig Geld hat, um sich ein Pferd leisten zu können. Schließlich wird er Leutnant der Landwehr und zieht 1815, als Napoleon nochmals nach der Herrschaft greift, wiederum in den Krieg nach Frankreich. 1816 erhält er endlich einen Beamtenposten im preußischen Staatsdienst. Wenig später geht mit dem Tod seines Vaters dessen Gutsbesitz verloren, und mit dem Tod der Mutter verliert die Familie danach auch das geliebte Schloß Lubowitz. Im Gedicht „Heimat“, das der Dichter seinem Bruder gewidmet hat, fließen Jugenderinnerung und stille Wehmut rührend zusammen:

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich rief,
am Abgrund grast das Reh,
es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe. –
O stille! Wecke nicht! Es war, als schlief
Da drunten ein unnennbar Weh.
Kennst du den Garten? – Wenn sich Lenz erneut,
geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
still durch die Einsamkeit
und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
als ob die Blumen und die Bäume sängen
rings von der schönen alten Zeit.
Ihr Wipfel und ihr Bronnen, rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,
du findest nirgends Ruh,
erreichen wird dich das geheime Singen. –
Ach, dieses Bannes zauberischen Ringen
entfliehn wir nimmer, ich und du!

Woher, fragt Eichendorff in seiner Schrift „Deutsches Adelsleben am Schlusse des 18. Jahrhunderts“, kommt das „unnennbare Weh“ um das unaufhaltsame Verdämmern „der schönen alten Zeit“? Verderblich wirkten jene Kreise, die nach dem Vorbild französischer Aristokraten die Seuche der Glanz- und Genußsucht verbreiteten. Sie haben zuerst die schöne Pietät des von Generation zu Generation fortgeerbten Grundbesitzes untergraben, indem sie denselben in ihrer beständigen Geldnot durch verzweifelte Güterspekulation zur gemeinen Ware machten. Und so legten sie unwillkürlich mit ihrem eigenen Erbe den Goldgrund zu der von ihnen höchst verachteten Geldaristokratie, die sie verschlang... Es brütete eine unheimliche Gewitterluft über dem ganzen Lande, jeder fühlte, daß irgend etwas Großes im Anzuge sei, ein unausgesprochenes banges Erwarten, man wußte nicht von was, hatte mehr oder minder alle Gemüter beschlichen... Die ungewisse Unruhe fraß immer weiter und tiefer nach innen; es kamen die Rosenkreuzer, die Illuminaten (Mitglieder freimaurerischer Geheimorden), man improvisierte allerlei private Geheimbünde für Beglückung und Erziehung der Menschheit, albern und kindisch, aber als Symptome der Zeit von

prophetischer Vorbedeutung. Denn der Boden war längst von heimlichen Minen, welche die Vergangenheit und Gegenwart in die Luft sprengen sollten, gründlich unterwühlt.

Freiheit und Gleichheit?

Fast meint man, diese Schilderung der Zeit vor Eichendorffs Geburt – das war ein Jahr vor dem Sturm auf die Bastille! - sei eine Diagnose der tiefgreifenden Desorientierung unserer Gegenwart. Denn warnend schreibt er: Wenn auf den unwirtbaren Eisgipfeln der Theorie die Lawine fertig und gehörig unterwaschen ist, so reicht der Flug eines Vogels, der Schall eines Wortes hin, um, Felsen und Wälder entwurzelnd, das Land zu verschütten; und dieses Wort hieß: Freiheit und Gleichheit. Das Alte war in der allgemeinen Meinung auf einmal zertrümmert, der goldene Faden aus der Vergangenheit gewaltsam abgerissen... Fassen wir jedoch diesen Kampf der entfesselten und gärenden Elemente schärfer ins Auge, so bemerken wir den der Freigeisterei gegen die Religion als das eigentlich bewegende Grundprinzip. Anfangs hatten ja Teile der dekadenten deutschen Adelsgesellschaft mit den Ideen der Revolution sympathisiert, doch dann mußten sie jählings erkennen, daß die Franzosen plötzlich Gott abschafften und die nackte Vernunft leibhaftig auf den Altar stellten.

Erlebt nicht unsere Zeit nun die bitteren Konsequenzen des globalen Wahns von „Freiheit und Gleichheit“, den, wie Eichendorff scharfsinnig analysiert, die Freimaurerideologie vor mehr als zweihundert Jahren ausgelöst hat? Schon damals, schreibt er, grassierte der gleichzeitig zur Herrschaft gelangte Kosmopolitismus, jener seltsame „Überall und Nirgends“, der in aller Welt und also recht eigentlich nirgends zu Hause war... Alle Geschichte, alles Nationale und Eigentümliche wurde sorgfältig verwischt, die Schulbücher, die Romane und Schauspiele predigten davon; was Wunder, daß die Welt es endlich glaubte! Diese barbarische Gleichmacherei, dieses Verschneiden des frischen Lebensbaumes nach einem eingebildeten Maße war die größte Sklaverei; denn was wäre denn die Freiheit anderes, als eben die möglichst ungehinderte Entwicklung der geistigen Eigentümlichkeit?

Alle, für die Eichendorff nur der Dichter des „Taugenichts“ und ein romantischer Lyriker ist, werden überrascht sein über diese kühne Zergliederung der politischen und geistesgeschichtlichen Entwicklung seiner Zeit. Sie ist auch für uns von beklemmender Aktualität: es handelte sich nicht mehr um dies oder jenes, sondern um die gesamte Existenz, Satan sollte durch Beelzebub ausgetrieben werden, es war ein Krieg aller gegen alle. Der grobe Materialismus rang mit körperlosen Abstrakten, die zärtliche Humanität fraternisierte mit der Bestialität des Freiheitspöbels, die dickköpfige Menschheit wurde mit Bluthunden zu ihrer neuen Glückseligkeit gehetzt, und Philosophie und Aberglauben und Atheismus rannten wild gegeneinander, so daß zuletzt niemand mehr wußte, wer Freund oder Feind. Alles, was hier gesagt wird, bedrängt unheimlich auch unsere Zeit: der Verlust des Glaubens an höhere Werte, die Zerstörung der Liebe zu Heimat und Volk, der „grobe Materialismus“, die „barbarische Gleichmacherei“, welche die Nationen und Individuen der schrankenlosen Multikultimassengesellschaft zu unterwerfen versucht. An ihrem Anfang aber steht, wie Eichendorff einleitend vermerkt hat, die Seuche der Glanz- und Genußsucht, das Versagen des bis dahin geistig führenden Adels, der in seiner Gier nach „Profi t“ und „Wellness“, wie wir heute es nennen, seine Aufgabe verraten hat. Hoffnung auf eine allgemeine geistige Wende beruht daher auf der Bildung einer neuen Geisteselite, die von sittlichen Werten bestimmt ist: Nur die völlige Barbarei kann ohne Adel bestehen. In jedem Stadium der Zivilisation wird es, gleichviel unter welchen Namen und Formen, immer wieder Aristokraten geben, d. h. eine bevorzugte Klasse, die sich über die Massen erhebt, um sie zu lenken. Denn der Adel (um ihn bei seinem einmal traditionell gewordenen Namen zu nennen) ist seiner Natur nach das ideale Element der Gesellschaft; er hat die Aufgabe, alles Große, Edle und Schöne, wie und wo es auch im Volke auftauchen mag, ritterlich zu wahren, das ewig wandelbare Neue mit dem ewig Bestehenden zu vermitteln und somit erst wirklich

lebensfähig zu machen.

Nein, unser Joseph von Eichendorff war kein traumverlorener Poet, der sich in den Klingklang schöner Verse versponnen hat, sondern ein scharfer Beobachter seiner Zeit, der auch uns Impulse zu rechten Wegen und geistiger Erneuerung zu geben vermag. Schon in seinem Jugendwerk „Ahnung und Gegenwart“ parodierte er die Schickimicki-Gesellschaft romantisierender Snobs und deren pseudopoetische Ergüsse: Alle hatten einen einzigen, bis ins Unendliche breit auseinandergeschlagenen Gedanken, sie bezogen sich alle auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie. Aber die Poesie selber, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber sprechen, kam nicht zum Vorschein vor lauter Komplimenten davor und Anstalten dazu. Friedrich kamen diese Poesien in ihrer durchaus polierten, glänzenden Weichlichkeit wie der fade unerquickliche Teedampf, die zierliche Teekanne mit ihrem lodernden Spiritus auf dem Tische, wie der Opferaltar der Musen vor. Eichendorff war kein weltfremder Schwärmer, er hat seine Überzeugungen durch die Tat bewährt. Er hat als Offizier in den Freiheitskriegen gegen Napoleon für sein Vaterland gekämpft. Auf die Enttäuschung durch die herrschenden Mächte, die statt der erhofften Einheit der Deutschen die Diktatur der „Heiligen Allianz“ aufrichteten und jede Regung freier Gedanken durch kleinkrämerische Zensur unterdrückten, reagierte er mit aufmüpfigen Worten:

Denn eine Zeit wird kommen,
da macht der Herr ein End',
da wird den Falschen genommen
ihr unechtes Regiment.

28 Jahre leistete er als preußischer Referendar, Assessor und Regierungsrat getreu seinen Dienst. Nicht immer fiel ihm das leicht:

Aktenstöße nachts verschlingen,
schwätzen nach der Welt Gebrauch
und das große Tretrad schwingen
wie ein Ochs, das kann ich auch.
Aber glauben, daß der Plunder
eben nicht der Plunder wär,
sondern ein hochwichtig Wunder,
das gelang mir nimmermehr.

Eichendorff vereinigte tatkräftiges Leben mit dem Bewußtsein idealer Werte und wollte diese Haltung vermitteln: Denn das Volk lebt weder vom Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen. Den Ideen des Guten und des Wahren gelten seine historischen und kritischen Schriften, die Idee des Schönen gestaltet er in seiner Dichtung.

„Der Dichter ist das Herz der Welt“

In seiner Dichtung konnte Eichendorff, wie er in seinen Versen „An die Dichter“ bekennt, die engen Nöte einer brüchig gewordenen Zeit überwinden:

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
wenn alles um ihn her zerfällt,
hebt ihn ein göttliches Erbarmen –
der Dichter ist das Herz der Welt.

Drum hat ihm Gott das Wort gegeben,
das kühn das Dunkelste benennt,
den frommen Ernst im reichen Leben,
die Freudigkeit, die keiner kennt.
Da soll er singen frei auf Erden,
in Lust und Not auf Gott vertraun,
daß alle Herzen freier werden,
eratmend in die Klänge schau.

Befreiung aus den öden Niederungen des Alltags erleben auch wir, wenn der „Taugenichts“ frohgemut hinaus in die weite Welt zieht. Zauberhaft gleitet Eichendorffs Prosa aus der Schilderung einer warmen Sommernacht hinüber in Verse von himmlischer Schönheit:

Schweigt der Menschen laute Lust:
rauscht die Erde wie in Träumen
wunderbar mit allen Bäumen,
was dem Herzen kaum bewußt,
alte Zeiten, linde Trauer,
und es schweifen leise Schauer
wetterleuchtend durch die Brust.

Ob in der beschwingten Prosa seiner Novellen „Das Marmorbild“ und „Schloß Durande“ oder in seinen unzähligen lyrischen Gedichten, Eichendorff besitzt das kostbare Geheimnis, durch die zarte Melodie seiner Verse, durch den musikalischen Wohlklang seiner Reime alles zu beseelen und mit einem Zauberstab ins Wunderbare zu verwandeln. Er selbst hat das in den vier knappen Versen seines Gedichtes „Wünschelrute“ einzigartig schön zum Ausdruck gebracht:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.

Der Umfang seiner Themen ist eigentlich schmal. Es ist die Morgenfrühe – Fliegt der erste Morgenstrahl durch das stille Nebeltal – der dämmernde Abend - Alles geht zu seiner Ruh, Wald und Welt versauern – und vor allem das dunkle Geheimnis der Nacht - Die Nacht ist wie ein stilles Meer, Lust und Leid und Liebesklagen. Wunderbar trifft der Dichter den Ton der verschiedenen Jahreszeiten: Laue Luft kommt blau geflossen, Frühling, Frühling soll es sein! – Sinnend ruht des Tags Gewühle in der dunkelblauen Schwüle – Es ist nun der Herbst gekommen, hat das schöne Sommerkleid von den Feldern weggenommen und die Blätter ausgestreut – Verschneit liegt rings die ganze Welt. Zu allen Zeiten ist die Welt uns eine Heimat, die ein gütiger Gott uns geschenkt hat. Und noch aus Kindertagen tragen wir Eichendorffs Weihnachtslied über die gnadenreiche Zeit in unseren Herzen: Markt und Straßen stehn verlassen, still erleuchtet jedes Haus...

Wer sich dem Zauber von Eichendorffs Naturlyrik öffnet, kann nicht länger glauben, diese Welt sei nur aus einer Serie von Mutationen und plumpen Zufällen entstanden. Er empfindet im rauschenden Wald, in den stürzenden Quellen, in den Lerchen hoch in Lüften eine fromme Ahnung des Göttlichen. Das Menschenbild in seinen Gedichten ist fröhlich – mutger Augen lichter Schein – edel und zart:

Gar oft schon fühlt ich's tief, des Mädchens Seele
Wird nicht sich selbst, dem Liebsten nur geboren.

Manchmal dämmert Ahnung des Todes auf – Herz, geh endlich auch zur Ruh! – aber in gläubiger Gewißheit erblickt der Dichter noch Abendröte an den Bergesspitzen wie Morgenrot der Ewigkeit. Eines der schönsten und innigsten Gedichte deutscher Sprache ist Eichendorffs „Mondnacht“, in der wie im Mythos der Griechen Erde und Himmel einander liebend umarmen und des Menschen Seele, von Gott emporgehoben, aufwärts schwebt:

Es war, als hätt der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer
von ihm nur träumen müßt.
Die Luft ging durch die Felder,
die Ähren wogten sacht,
es rauschten leis die Wälder,
so sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.

Robert Schumann hat uns dieses Gedicht, dessen Verse an sich schon Musik sind, durch seine Vertonung noch tiefer ins Herz geprägt. Seine Frau Clara notierte in ihr Tagebuch, Eichendorff habe ihr gesagt, „Robert habe seinen Liedern erst Leben gegeben, ich erwiderte aber, daß seine Gedichte erst der Komposition Leben gegeben haben“. Neben Schumann, dessen Opus 39 einen ganzen Liederkreis nach Gedichten Eichendorffs umfaßt, haben auch Liszt, Mendelssohn, Wolf und viele andere Lieder nach seinen Worten komponiert. Im ganzen soll es an die 5000 Vertonungen geben, von denen viele, wie „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ oder „In einem kühlen Grunde“, in den Gesangsbüchern der Wandervögel und den Kommersbüchern der Burschenschafters Volkslieder geworden sind. Hört man diese Melodien und erlebt man die Innigkeit dieser Poesie, versteht man, wie der jüngere Theodor Storm nach einer Begegnung mit Eichendorff schreiben konnte: „Es ist ein Mann von mildem, lebenswürdigem Wesen, viel zu innerlich, um was man gewöhnlich „vornehm“ nennt, an sich zu haben. In seinen stillen blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt.“

Eichendorff ist Inbegriff der liebenswertesten Züge des deutschen Volkes: voll Freude am Schönen, voll Vertrauen auf Gott, voll Liebe zur Heimat. Schlesien und das elterliche Schloß Lubowitz leben in seinen Gedichten:

O Täler weit, o Höhen,
o schöner grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen
andächtger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
saust die geschäftige Welt,
schlag noch einmal die Bogen
um mich, du grünes Zelt!

Das deutsche Land an der Ostgrenze des Reiches, das jeweils mehr als zweihundert Jahre von

Wien und dann von Berlin aus verwaltet wurde, hat unserer Dichtung viel Schönes geschenkt. Der Dramatiker Andreas Gryphius und Dichter der sogenannten Schlesischen Schule haben in einer Zeit, als der Dreißigjährige Krieg die Musen aus den deutschen Landen vertrieben hatte, die Tradition nicht untergehen lassen. Der Schlesier Gerhart Hauptmann hat in seinen naturalistischen Dramen die schlesische Mundart auf allen deutschen Bühnen heimisch gemacht. Zwischen ihnen steht der stille Romantiker Joseph von Eichendorff, der vor 150 Jahren, am 25. November 1857, aus dieser Welt geschieden ist.



Schloß Lubowitz bei Ratibor
zeitgenössisch



Schloß Lubowitz heute,
zerstört im 2. Weltkrieg

Die Heimat dieses Dichters hat man 1945 brutal von ihrem Mutterland abgetrennt, die deutschen Menschen hat man vertrieben oder getötet. Sogar der vierundachtzigjährige todkranke Hauptmann erhielt den Bescheid der Ausweisung, vor der ihn nur der Tod noch bewahrt hat. Seine letzten Worte waren: „Bin ich noch in meinem Hause?“ Das Schloß Lubowitz, das im Februar 1945 von der Roten Armee in Brand gesteckt wurde, ist eine Ruine mit traurig starrenden Fensterhöhlen, und die Wälder, die Eichendorff so liebevoll besungen hat, wurden zum großen Teil abgeholzt. Was uns bleibt, sind die Verse eines Dichters, der auch ein tatkräftiger und mutiger Mann war und schon in seiner Zeit Gefahren heraufdämmern sah, die uns heute zu überwältigen drohen. Wie ein ferner Anruf, in einer Zeit der gezielten Entwertung der Werte deutschen Geist und deutsches Gemüt zu bewahren, klingt zu uns über die Jahrhunderte hin die Schlußstrophe seines Gedichtes „Heimweh“:

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig ich in stiller Stund
auf den höchsten Berg in der Weite,
grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

Der Autor Dr. Walter Marinovic

Geboren 1929 in Wien, mit 16 Jahren Soldat der Wehrmacht und Kriegsgefangener. Studium der Germanistik und der klassischen Philologie, Gymnasialprofessor für Deutsch und Latein. Mitglied des Fachausschusses, dann des Zentrallausschusses der Personalvertretung für Lehrer an AHS/Gymnasien, Mitglied des Exekutivkomitees der internationalen Lehrervereinigung FIPESO, langjähriger Bundesobmann des Verbandes der Professoren Österreichs, Schriftleiter der Zeitschrift „Professor“. Im (Un)-Ruhestand Leiter des „Kulturforums Freie Kunst“, stellvertretender Obmann des Kulturwerks Österreich, Leiter der Vereinigung „Freunde der Dichtung“. Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, zahlreiche Vorträge im Raum zwischen Südtirol und Schleswig-Holstein. Auch der linke Autor Claus Tieber muß Walter Marinovic bestätigen, er sei „der derzeit wohl aktivste Kulturkämpfer in Österreich“.

BÜCHER von Walter Marinovic:

Diktatur des Häßlichen – Kulturpolitik heute (vergriffen)

Das Wiener Burgtheater von Joseph II. bis Peymann

Linke Kulturpolitik in Österreich

Mit 16 Jahren – Erzählung aus dem Jahr 1945 (vergriffen)

Deutsche Dichtung aus Österreich

Johann Nestroy – ein Zerrissener (vergriffen)

Kunst oder Anti-Kunst? - Von der Diktatur des Häßlichen und dem Aufbruch des Schönen

Friedrich Schiller – er ist unser! (vergriffen)

Auf rechten Wegen – Sieben Jahrzehnte Zeitzeugenschaft